

5] Smetse der Schmied.

Eine flämische Legende von Charles de Coster.

Wieweil der Schmied sich umsonst abmühte, sie zu trösten, trat ein Weinhändler ein, und ihm folgten wohl dreiunddreißig Knechte, welche männiglich einen Korb voller Flaschen trugen, darin köstlicher Wein war, wie es die Form dieser Flaschen bezeugte.

Da die Frau sie erblickte, ward sie von Verzweiflung bewältigt und verlor allen Mut. „Tretet ein,“ sprach sie gar kläglich, „tretet ein, Ihr Herren Weinhändler; der Keller ist unten. Ihr habet da eine erkleckliche Anzahl von Flaschen, gewißlich sechsundzwanzig. Das ist nicht zuviel für uns, die wir reich sind, reich an Glend, Ungeziefer und Lumpen. Tretet ein, Ihr Herren, da ist die Türe zum Keller. Sehet alles dorthin und noch mehr, wenn Ihr wollt.“

Und sie stieß Smetse an und sprach: „Du bist offenbar guter Dinge, denn es ist ein schönes Schauspiel für einen Trunkenbold, wie Du bist, all diesen guten Wein gratis ins Haus kommen zu sehen. Oh, wie er lacht!“

„Ja, Weib,“ erwiderte Smetse, „ich lache vor Behagen, denn diese Weine sind unser, unser das Fleisch, unser Brot und Käse. Laß uns mitfammen froh sein.“ Und er wollte sie umarmen, aber sie machte sich los. „Ha!“ sprach sie, „er macht Schulden, er lügt, er lacht über seine Schande; er hat alle Laster, keines fehlt!“

„Weib,“ sprach Smetse, „alles ist unser, ich versichere es Dir. Dergestalt hat man mich im voraus bezahlt für große Arbeiten, die man geruht hat, mir aufzutragen.“

„Lügst Du nicht?“ fragte sie, sich ein wenig beruhigend.

„Nein,“ antwortete er.

„All dies ist unser?“

„Ja,“ sprach er, „auf Genter Wort.“

„Ach, Mann, dann sind wir nun außer Sorge.“

„Ja, Weib.“

„Das ist ein Wunder Gottes!“

„Ach!“ machte er.

„Aber diese Leute kommen bei Nacht zu uns wider die Gewohnheit; sage mir den Grund davon.“

„Wer von allem die Ursache weiß, ist gar arglistig; aber ich bin es nicht.“

„Aber Mann, sie sprechen ja nicht?“

„Gewißlich mögen sie nicht gern sprechen. Möglich auch, daß der Meister Stumme auslacht, auf daß sie ihre Zeit nicht verlieren beim Schwatzen mit den Gevatterinnen.“

„Wohl, wohl,“ sprach sie, indessen der einunddreißigste Knecht des Kaufmans vorbeiging, „aber es ist gar seltsam, ich höre gar nicht, daß sie gehen, Mann?“

„Sie haben sonder Zweifel Sohlen, so für ihre Verrichtungen taugen.“

„Aber,“ sprach sie, „ihre Gesichter sind so faßl, traurig und unbeweglich, daß sie Masken von Verstorbenen scheinen.“

„Nachtvögel haben nie gut Gesicht.“

„Aber,“ sprach die Frau, „ich sah diese Männer noch nie unter den Genter Handwerkern.“

„Du kennst sie nicht alle,“ sagte Smetse.

„Mann sein, Mann.“

Solcher Art beredeten sich der Schmied und sein Weib, sie gar neugierig und unruhig, er verwirrt und verlegen bei seinen Lügen.

Plötzlich, da der dreiunddreißigste Knecht des Weinhändlers aus der Schmiede hinauslief, trat ein Mann von mittlerer Gestalt unglaublich geschwind ein. Er trug einen kurzen, schwarzen Kittel, hatte gelbes Haar, dickes Haupt, bleiches Antlitz, lief mit kleinen Schritten, rasch wie der Wind und steif wie ein Stock; im übrigen lächelte er ständig und trug eine Laterne.

Der Mann trat hurtig auf Smetse zu, winkte ihm ohne ein Wort, ihm zu folgen, und packte ihn am Arme. Da Smetse widerstrebte, machte er ihm rasch ein Zeichen, keine Furcht zu haben, und führte ihn in den Garten, wohin das Weib ihnen folgte. Dort ergriff er ein Grabsteintuch, gab Smetse seine Laterne zu halten, grub geschwind die Erde auf, höhnte ein großes Loch und zog einen ledernen Sack herfür,

machte ihn eifends auf und zeigte ihn lächelnd. Er war voll gemünzten Goldes. Die Frau schrie, da sie das Gold erblickte; da gab er ihr eine erschreckliche Maulschelle, lächelte wiederum, grüßte, drehte sich auf den Fersen und verschwand mit seiner Laterne.

Das Weib, so von der Gewalt des Badenstreiches zu Boden geworfen und ganz wirt war, wagte nicht mehr zu schreien und stöhnte leise: „Smetse, Smetse, wo bist Du, Mann? Die Wange tut mir gar wehe.“

Smetse kam zu ihr und hob sie auf. „Weib,“ sprach er, „möge dieser Badenstreich Dir eine Lehre sein, daß Du künftig Deine Zunge zügelst. Mit Deinem Geschrei bist Du all den waderen Männern, so heute nacht ins Haus kamen, mir Gutes zu tun, gar lästig worden. Dieser war minder geduldig denn die andern und strafte Dich, nicht sonder Ursach.“

„Ach,“ sprach sie, „ich habe übel getan, Dir nicht zu gehorchen; was soll ich nun tun, Mann?“

„Wir helfen, den Sack ins Haus zu tragen,“ sprach Smetse. „Das will ich,“ sagte sie.

Da sie den Sack nicht ohne Mühe hineingetragen, leerten sie ihn mitfammen in eine Truhe.

„Ha,“ sprach sie, da sie das Gold aus dem Sack rollen und sich austreuen sah, „das ist ein schöner Anblick; aber wer ist dieser Mann, welcher Dir den Sack wies, welcher so prächtig voll ist, und mir diesen erschrecklichen Badenstreich gab.“

„Ein Freund von mir,“ sagte Smetse, „ein großer Entdecker verborgener Schätze.“

„Wie heißt er?“ fragte sie.

„Es ist mir verboten, ihn Dir zu nennen,“ sprach Smetse.

„Aber, Mann, . . .“

„O Weib, Weib,“ sprach Smetse, „Du willst zuviel wissen, Deine Neugier wird Dich noch gereuen, Liebchen.“

„Wehe,“ sprach sie.

6. Wo Smetses Weib zeigt, wie lang ihre Zunge ist.

Da es Tag geworden, aßen Smetse und sein Weib die guten Brote, den fetten Schinken und den feinen Käse, tranken Doppelbraunbier und guten Wein und stärkten sich also den Magen, welcher durch langes Fasten ein wenig gelitten hatte.

Plötzlich traten all seine früheren Gesellen ein und sagten:

„Baas Smetse, Du hast uns gerufen, hier sind wir, herzlich froh, Dein Feuer wieder brennen zu sehen und wiederum für Dich zu schaffen, der uns allzeit ein guter Meister war.“

„Bei Artevelde!“ sprach Smetse, „da sind sie alle: Pier, Dolf, Flippe, Toon, Hendrik und die andern. Guten Tag, Burschen!“ Und er drückte allen die Hand. „Nun wollen wir eins trinken.“

Indessen sie tranken, sagte die Frau mit einem Male kopfschüttelnd: „Aber Ihr seid doch nicht bestellt, Leute! Nicht wahr, Smetse?“

„Weib, Weib,“ sprach der Schmied, „wirst Du nimmer schweigen lernen.“

„Aber ich lüge doch nicht, Mann,“ sagte sie.

„Du redest einfältig von Dingen, davon Du keinen Begriff hast. Bleib in Deiner Küche und schleich Dich nicht in meine Schmiede.“

„Meisterin,“ sagte Flippe, „ohne Euch widersprechen zu wollen, so muß ich Euch versichern, daß wir alle im Namen des Baas bestellt sind. Denn diese Nacht kam ein Mann und pochte an die Türen unserer Häuser und rief, daß jeder heute morgen wegen dringlicher Arbeit unverzüglich hieherkommen sollte. Und ein jeder sollte dafür einen Dukaten kriegen, von wegen der Absage an unsere unterschiedlichen Meister. Und alle haben wir es getan, fintemalen wir unsern Baas nicht im Stiche lassen wollten.“

„Das ist brav von Euch,“ sagte Smetse, „Ihr sollt den versprochenen Dukaten haben. Aber kommt jetzt mit mir, ich will jeglichem die gewohnte Arbeit anweisen.“ Solches tat er, und der schöne Klang der schiedenden Hämmer, ächzenden Ambosse, schraubenden Blasebälge und singenden Gesellen erklang von neuem in der Schmiede des guten Schmiedes.

Indessen ging Smetse zu seinem Weibe und sprach gar zornig zu ihr: „Suchte es Dich so arg, mir vor diesen waderen

Gesellen zu widersprechen? Du tolle Esster, wirst Du nimmer schweigen lernen? Bist Du diese Nacht nicht scharf genug verwahrt worden? Brauchst Du noch mehr."

"Aber Smetse," sagte die Frau, "ich wußte im geringsten nicht, daß Du sie bestellt hättest."

"Das war kein Grund für Dich," sagte er, "nich vor all meinen Gesellen Lügen zu strafen; kannst Du nicht sprechen, wenn ich fertig bin, oder schweigen, was noch besser ist?"

"Smetse," sagte die Frau, "ich habe Dich nimmer so zornig gesehen. Schlage mich nicht, Mann, ich will von nun an stumm sein wie dieser Käse."

"Das sollst Du," sprach Smetse.

"Aber Mann," fragte sie, "könntest Du mir nicht etwas davon erklären?"

"Wald," sprach er und ging in seine Schmiede.

Großmutter's Reise.

Von Anna Croissant-Rust.

(Schluß.)

Großmutter hatte zu viel zu tun, sie konnte keine Briefe schreiben, sie hat dem Rannele nie für das Bildchen gedankt, aber doch stand sie manchen Sonntag vor der halbaufgezogenen Kommode-schublade und sah das kleine Bild an, und hing es später an die Wand, die schmale, junge Nonne, die so wehmütig lächelte.

Gewiß, sie wollte das Rannele besuchen, sowie es nur Zeit gab im Geschäft, aber da ging's auf einmal so schnell, Schwester Eölna mußte fort aus dem Kloster, weit fort bis über das große Wasser, und sie, die Mutter, hatte nicht Abschied genommen von ihrem Kinde!

Großmutter schluchzt wild auf und ringt die Hände: „Rannele! Rannele! Ach Du weißt es nicht, daß ich ja immer und immer kommen wollte, nach Amerika sogar wollte ich kommen, immer hab' ich die Hoffnung gehabt, daß es geht, immer war es mein einziger Wunsch. Zu keinem hab' ich's gesagt, aber Du wirst sehen, ich mach' die Reise, ich komm'; laß mich, nur erst aus dem Bett sein, ich bin noch stark genug, ich komm' gewiß!"

So redet sie in Angst und Bedrängnis vor sich hin und weint bitterlich; verwirrt von ihren krausen, schmerzlichen Gedanken, die sich immer mehr um das eine drängen; erregt von einer Schuld, die sich in ihrem Fieberwahn immer mehr steigert, und die sie sich früher nie eingestanden. Das Rannele und die Reise, Amerika und das große Wasser, darum dreht sich ihr rastloses Gemurmel.

Großmutter packt, Großmutter kauft ein, Großmutter hat es eilig, hat gar keine Zeit.

Nun läßt man sie nicht mehr allein, sogar die jüngste Enkelin, die Grete, ihr Liebling muß kommen und immer um sie sein. Sie hat nach ihr gerufen, Grete sieht dem Rannele ähnlich, ist auch schwarz und blaß wie dieses, und seltsam vermischen sich oft diese beiden Wesen bei ihr.

"Die Bahn, die Eisenbahn — wenn wir nur nicht zu spät zum Zug kommen!" murmelt sie unaufhörlich, „da, der Koffer, nimm ihn, Grete, Du mußt mit; o Gott! Das große Wasser, bis ich zum Rannele komm'!"

"Ach muß Wasserstiefel haben, hohe Wasserstiefel und Du, Grete, auch."

"So zieh' sie doch an!"

"Es macht nichts, Du mußt nicht im Kloster bleiben wie das Rannele, ich nehm' Dich schon wieder mit; das Rannele haben sie nicht wieder herausgelassen, dort hängt es an der Wand, schaut aus wie Du."

"Fürcht' Dich nur nicht, wir gehen zum Rannele, es ist so brav und still; „ein in sich gefehrtes Kind", sagt die Oberin."

"Aber es meint, das Rannele, ich hab' ihm die Krallen nicht gekauft. Ach Gott! Ach Gott! Die haben wir ja noch nicht! Schnell, Grete, schnell, die müssen wir noch kaufen, sonst fährt uns der Zug fort. Und laß mir ja die Wasserstiefel an; wenn wir aus dem Zug steigen, müssen wir gleich ins Wasser und müssen Tag und Nacht waten. Du, das ist tief! Hast Du das Kettchen? Was? Nein, das ist nicht das rechte, Krallen müssen es sein, rote Krallen hat das Rannele haben wollen! Grete, so bring' mir doch rote Krallen!"

In die stille ebene Seele der Enkelin, die Tag für Tag neben dem Bett der alten Frau sitzt, kommt nach und nach die ganze Tragödie der Großmutter und erfüllt sie mit Schrecken und Furcht vor dem Leben und Mitleid mit der gequälten alten Frau. Niemand hat so in ihr Herz sehen dürfen wie sie, niemals hat ihr jemand von Brutalität und Grausamkeiten des Lebens erzählt, wie sie jetzt auf einmal so erschreckend vor ihr stehen.

Ein Vorhang ist zerrissen, der für sie vor den häßlichen Dingen des Lebens stand, und sie schaudert zurück, und dennoch erfüllt ihr Herz ein angstvolles Mitleid mit dem verschwiegenen Schmerz und der quälenden Reue der alten Frau; so legt sie die Wange auf die welke, fiebernde Hand, die unter der ihren ruht und weiß auf einmal heredit zu sein und auf alles einzugehen, was Großmutter

sagt, was sie bewegt und was sie zu erleben glaubt. So reizen die beiden tagelang miteinander.

Die Alte trägt viel schwere Geschenke mit nach Amerika, sie hat gar viel nachzuholen und dem Rannele zu schenken. Sie wird ärgerlich und wird ängstlich, weil sie glaubt, die vielen Sachen nicht heil hinüberzubringen, und die Enkelin hat ihre liebe Not, sie zu beruhigen.

Sie klagt über das rasende Schaukeln des Zuges und über die furchtbare Hitze. Dann wieder dauert es ihr zu lange, sie wird unruhig und ungeduldig, und die kleine Grete versucht alles mögliche, sie zu beschwichtigen. Sie nennt ihr Städte, durch die sie kommen, redet von Kirchen und Bergen und Flüssen, alles freuz und quer, redet von Regen und Sonnenschein, aber die Alte murmelt von Sturm; in ihrer Phantasie sieht sie immer die Zweige der Bäume vor den Fenstern, die der Wind schüttelt.

Grete streichelt die alten Hände und bittet Großmutter zu schlafen, damit sie recht frisch sei, wenn sie anfahren, „morgen". Und Großmutter legt sich wirklich auf die Seite und schlummert ein bißchen; gleich schreckt sie aber wieder auf, und nun beginnt sie unaufhörlich zu reden. Denn nun sind sie am Wasser, und es ist so schwer, mit den vielen Paketen durchs Wasser zu waten und sie nicht zu verlieren, und es ist so kalt im Wasser, und es wird immer tiefer und gefährlicher.

"Berst' die Wasserstiefel nicht!" leucht die Alte, sonst ist's aus, halt' den Kopf oben, es darf Dir nicht in den Mund laufen! O Gott, Grete! So hoch kommt das herauf, man ersticht ja! Soja! Jetzt wird's wieder besser. Rein, Grete! Gott, o Gott, ist das tief, wir kommen nicht mehr heraus! Rannele!"

"Grete bist' da? Hilf mir heraus, zieh' mich in die Höh', dort kommt ein Schiff. Ach, nun ist es wieder weg! — Ich kann nicht mehr, das Wasser läuft mir in den Mund! Heilige Maria, Muttergottes, mach', daß ich nach Amerika komm', laß mich das Rannele noch einmal sehen und ihm abbitten! Ich will Dir auch opfern, und das Rannele soll Dir die roten Krallen opfern, die es so gern gehabt hätte, die hab' ich da bei mir, aber das Rannele wird sie opfern, gewiß, ja! Wer weiß, ob die Oberin es leidet, daß es die Krallen anhat!"

"Grete schau! Da wird's fejt; und da ist eine Brücke! Spring schnell, Grete spring nach Amerika hinein und nur fort, fort zum Rannele. Wir finden die Straße schon. Wie närrisch, da fliegen wir ja über die Dächer! Wenn's nur nicht so heiß wär'! Gib's nichts zu trinken?" Ermattet ruht die Grete ein paar Minuten auf den Kissen und trinkt gierig, was ihr Grete reicht. Dann röten sich plötzlich ihre Wangen, ihre Augen glänzen und die Hände zittern:

"Grete, das Rannele!" sagt sie leise.

Ein scheues und verschämtes Lachen ist um ihren Mund, die Arme strecken sich aus und sinken wieder nutzlos zurück, während die Lippen beständig wispern.

"Bist mir auch nicht böse, Rannele? Mach' mir nur keine Vorwürfe, ich könnt's nicht hören! Ich will alles wieder gut machen, ich komm' jetzt immer herüber nach Amerika, wenn's auch recht hart ist, nur sag' nichts, es drückt mir das Herz ab. Ich bin ja bei Dir, und Du kommst recht bald und besuchst mich, die Frau Oberin läßt Dich fort, sie hat gesagt: „das Rannele ist ein in sich gefehrtes Kind". Setz Dich her zu mir, Rannele, und sag' mir alles, heut' bleib' ich lang', lang' bei Dir."

Großmutter beginnt zu weinen, und Grete hat die Hände vors Gesicht geschlagen und weint mit. Allmählich wird das Schluchzen leiser, die Alte läßt den Kopf zur Seite fallen, senkt tief auf und schläft endlich ein. Schläft die ganze Nacht und wacht am Morgen todmüde und verwirrt auf.

"Grete, sind wir noch in Amerika?" fragt sie mit schwacher, stotternder Stimme.

"Nein, Großmutter, wir sind doch heute nacht heimgekommen! Du hast fejt geschlafen, und nun wirst Du schnell wieder ganz gesund."

Die Alte schüttelt den Kopf:

"Es war zu schön, aber es ist zu weit für mich. Ich bin so müd", Grete — aber das Rannele war so lieb, es hat mich doch gern! So glücklich bin ich, daß ich die Reise gemacht habe und mein Rannele gesehen hab'. Mir ist so leicht, so leicht — es macht gar nichts, wenn ich auch jetzt sterbe, das Rannele hat mich gern, — es war — so — schön."

Müde sinkt der weiße Kopf zur Seite, ein Schein von Frieden, Müd und Verklärung breitet sich über das schmale, faltige Gesicht, der Mund lächelt. „So schön sieht die Großmutter auf einmal aus," denkt die Enkelin. Da schließen sich die Augen der Alten, sie lächelt immer noch — so schläft Großmutter ein.

Von amerikanischen Millionären.

Aus Tagebuchblättern von Albert Sudekum.

„Solche und So'ne."

In seinem ebenso amüsanten wie lehrreichen Buche über Amerikas Arbeiterbewegung (Verlag der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands in Berlin), das wir allen unseren

Lesern angelegentlich empfehlen, schildert Karl Legien sein Zusammentreffen mit einem amerikanischen Millionär in Santa Cruz in Kalifornien. Nach einem lustigen Tage in der freien Natur kam er dort abends mit seiner Gesellschaft ins Hotel zurück, nicht ohne vorher noch einen kleinen Abstecker in die „Bar“ (Schenke) zu machen. „Hier gesellte sich“, so schreibt er, „ein älterer Herr zu an, der keineswegs den Eindruck eines Millionärs machte. Bald aber hatte er uns unterrichtet, daß unser Hotel mit seinem Gelde erbaut sei, daß die Bank auf der anderen Seite der Straße sein Eigen sei, kurz, daß eigentlich die halbe Stadt, die etwa 6000 Einwohner hat, ihm gehöre. Er war ganz verdukt, daß dieser Reichtum mir nicht imponierte und daß meine ganze Antwort auf seine Erzählung die Worte waren: „Na, wenn die Sache so ist, denn Frost!“ In der Tat, was haben diese Leute von ihrem Reichtum? Eine lustige Antwort auf diese Frage gab jener Spatzvogel, der da meinte: „Reichtum allein macht nicht glücklich, man muß ihn auch haben.“

Ein charakteristisches Erlebnis mit einem amerikanischen Millionär, das auch in Kalifornien spielt, erzählt unser englischer Parteigenosse John Steir Hardie, der Führer der unabhängigen Arbeiterpartei (N. L. P.). Er kam in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit einem Freunde zu einer Agitationstour nach den Vereinigten Staaten. In San Francisco machte er in einer Versammlung, der ein sozialdemokratischer Pfarrer präsiidierte, die Bekanntheit des damaligen Bürgermeisters der Stadt, eines vielgenannten Silberkönigs. Herr Harriman, so ist sein Name, bezeugte große Freude darüber, daß er endlich die langersehnte Gelegenheit fand, die Hand des von ihm schon lange bewunderten Hardie zu schütteln und lud unseren Freund und seinen Begleiter ein, ihn einmal auf seinem Landgut am Goldenen Tor zu besuchen, wo sie eine herrliche Aussicht auf die Küste und die weite Fläche des Stillen Ozeans genießen könnten. Hardie folgte dieser höflichen Einladung an einem der nächsten schönen Tage. Als man die unbeschreiblich herrliche Natur bewundert und sich zu Tisch gesetzt hatte, brachte der alte Millionär das Gespräch mit einigen schlaun gewählten Umwegen auf den Bimetallismus, der damals in Amerika eine die politischen Parteien bis in die Tiefen aufregende Frage war. Er entwickelte zunächst lang und breit seine Ansichten über die Schädlichkeit der reinen Goldwährung und die Vorteile der Silberwährung, sprach dann über die Aussichten der amerikanischen Silberpartei, die damals in dem jetzigen Staatssekretär des Auswärtigen, William Bryan, einen Präsidentschaftskandidaten im Felde stehen hatte, und beklagte lebhaft, daß sich alle englischen Parteien ganz einmütig gegen die Silberwährung ausgesprochen hätten; wenn auch nur eine einzige politische Gruppe in England offen für das Silber als Währungsgeld eintreten würde, dann sei der Sieg in Amerika so gut wie sicher. Für ihn, den Silberkönig, sei das eine rein geschäftliche Frage und er erlaube sich daher, seinem verehrten Gaste einen kleinen geschäftlichen Vorschlag zu machen: er werde ihm einen Scheck über 100 000 Dollar geben, wenn er den nächsten Parteitag der Unabhängigen Arbeiterpartei dazu bringe, eine Resolution zugunsten der Silberwährung anzunehmen; 20 000 Dollar aber sollte er haben, wenn zwar dies nicht gelänge, wenn er in dessen persönlicher in einer Rede für die Doppelwährung eintreten wolle. Als Steir Hardie, der ungefähr hiebei jeden Dollar in der Tasche hatte wie ihm Zehntausende für eine solche Rede versprochen wurden, nach diesen Zumutungen der Gasterei ein schnelles Ende bereitete, war der alte Silberkönig offenbar ganz erstaunt — wie konnte nur ein geschäftlicher Vorschlag so verständnislos aufgenommen werden!

Diese beiden Vertreter der Millionenzunft waren alles andere als sympathisch. Aber ich habe aus eigenen Beobachtungen in Amerika gelernt, daß es auch noch andere gibt, die sehr viel schlechter oder besser sind. Allerdings in die Verlegenheit, ein Redehonorar von 80 000 M. ausschlagen zu müssen, weil daran die einzige kleine Bedingung hing, zum Lumpen zu werden — in diese Verlegenheit bin ich selbst nicht gekommen.

Mit amerikanischen Millionären steht es wohl so, wie es sich nach dem wichtigen Urteil des Berliners mit allen Menschen und Dingen auf dieser Welt verhält: „Es gibt Solche und So'ne.“ Von Zeit zu Zeit liest man bei uns in den Blättern von ganz verschiedenen Ausfäureitungen der „oberen Vierhundert“ des Dollarlandes. Da hat einer goldene Krippen für seine Pserde angeschafft oder sich eine Schwimmhalle aus spiegelndem Silber bauen lassen; oder einer hat eine unerhörte Fresserei veranstaltet, bei der das Gedel für jeden Teilnehmer ungefähr hiebei losfiel, wie eine Arbeiterfamilie im ganzen Jahr nur mit Aufpudung aller Kräfte verdienen kann; oder es hat sich einer einen schwimmenden Palast erbauen lassen, um sein Leben ganz auf dem Meere zu verbringen; ein anderer hält sich 100 Geheimpolizisten, weil er an Verfolgungswahn krank und was dergleichen mehr ist. Nach den Erfahrungen, die ich selbst mit amerikanischen Reportagen gemacht habe, und nach den Räubergeschichten, die gewisse deutsche Zeitungen jahraus, jahrein über meine Schlösser, meine Automobile, meine Kravattenschärpen und in eine Ladstiefelorgien verbreiten, bin ich sehr geneigt, vieles davon für Aufschneidererei zu halten. Andererseits steht allerdings fest, daß in den Kreisen der reichsten Geldaristokratie jenseits des großen Wassers (wie übrigens auch bei uns) ein arger Luxus herrscht. Namentlich die weiblichen Angehörigen dieser Gesellschaftsschicht gehen zum Teil in den Nichtigkeiten des Pukes und Tandes, der Liebesleien und des Sports voll-

ständig auf. Viele ihrer Männer entwürdigten sich dadurch, daß sie durch die gewagtesten Geschäfte und eine unmensliche Ausbeutung der ihnen verfallenen Arbeiter und Arbeiterinnen, ja sogar der Kinder, das Geld zusammenbringen, das ihr dummes Weibervolk dann sinnlos verlut.

Mehr als einmal hat man schon angefeht, die Geschichte der großen amerikanischen Vermögen zu schildern. Sie ist mit Eisen, Blut und Teufelslunte geschrieben. Nicht alle Millionenerbvermögen sind in ihren Anfängen so harmlos entstanden, wie die eines Bankiers aus dem Staate Wisconsin, der auf die Frage, wie er den sein Geschäft begonnen habe, die Auskunft gab: „Eines Tages habe ich einen leeren Laden gemietet und ein Schild mit der Aufschrift „Bank“ aufgehängt. Am folgenden Tage kam ein Handwerker und deponierte 100 Dollars. Am dritten Tage erschien ein Farmer und hinterlegte bei mir 150 Dollars. Da gewann ich selbst Vertrauen zu dieser Bank und schoß ebenfalls 100 Dollars in das Geschäft ein!“ Der Ursprung der meisten von den immer wieder genannten Kapitaleinhäufungen, die zum Teil in die Milliarden von Mark gehen, ist irgendein gigantischer Betrug oder ein gewissenloser Mißbrauch staatlicher oder kommunaler Macht, wenn es nicht einfach Diebstahl war. Durch Politik sind viele große Vermögen jenseits des Ozeans gemacht worden. Und die großen Vermögen haben seither nur zu oft die Politik des Landes und der Städte gemacht. Jahrelang haben die angesehensten Monatschriften des Landes die reichen Beutepolitiker erbarungslos Spiekruten laufen lassen und nachgewiesen, daß viele von den ehrenwerten Senatoren, Oberrichtern, Gouverneuren, Attorneysgeneralpräsidenten und Vizepräsidenten, die als tüchtigsten und schlauesten Geschäftsmacher gelten, mit ihrem Armeel das Zuchthaus nicht etwa bloß gestreift, sondern ganz blank poliert haben. Einige von den erfolgreichen Banditen sind dabei unter den Schlitten gekommen, andere, die mehr Müd oder ein dickeres Fell hatten, verschwanden für eine Weile aus der Öffentlichkeit, um dann vergnügt und froh wieder aufzutreten und das alte Geschäft weiter zu betreiben — vorausgesetzt, daß sie nicht inzwischen fromm geworden waren und das Hauptbuch durch die Evangelien und den Psalter ersetzt hatten, ohne natürlich dabei den Geldschrankschlüssel aus den Fingern zu lassen.

Aber wie gesagt: es gibt „Solche und So'ne“. Auch Amerika hat sehr reiche Leute, und zwar Frauen, wie Männer, deren Geist ganz anders gerichtet ist, Menschen, die die Taschen wirklich voll Geld haben und doch weit davon entfernt sind, ihr Leben in der Affenkomödie des Nichtstuns und der Niederlichkeit zu verubeln. Allerdings: ein bißchen Anstrumpfen, ein bißchen Renommieren, das können auch selbst diejenigen schwer unterlassen, die schon zu den besseren unter diesen Leuten gehören. Es scheint das nun einmal zu den unersättlichen amerikanischen Eigenarten zu gehören und bietet den vielen humoristischen Gesellschaftskritikern drüben immer wieder Stoff zu einer mehr oder weniger harmlosen Verurteilung ihrer Landsleute, die unter allen Umständen das Größte haben müssen: die höchsten Häuser, die längsten Eisenbahnen, den größten Wasserfall, die dicksten Bäume, selbstverständlich auch die dicksten Kartoffeln, und — wie Marc Twain die Aufzählung vervollständigte — auch die größte Klappe. In New York hat mich ein Freund, der von einem Kreise von Kaufleuten wegen seiner Vertrautheit mit deutlichen Verhältnissen zu einem Gutachten über unsere Handelskammern aufgefordert war, ihn zu der Sitzung zu begleiten, da er sich selbst über die Organisation und die Zuständigkeit der Handelskammern nicht ganz klar sei. Die Sitzung tagte in einem der schönen Klubbäuser in der mittleren Stadt und war von etwa 400 Personen besucht. Der Präsident verhehlte nicht, seine lebenswürdige Begrüßung des ausländischen Gastes mit den Worten zu schließen, daß „die Männer in diesem Saal über mehr Kapital verfügten, als nach der letzten Statistik in ganz Deutschland vorhanden sei“. Ich hatte Legiens schlagfertige Bemerkung nicht gleich bei der Hand, dachte mir aber auch so ungefähr: „Na, wenn die Sache so ist, dann prost!“ Während der folgenden Verhandlung zeigte sich, daß die Männer zumeist eine sehr klare Vorstellung von der Notwendigkeit organisatorischer Zusammenfassung nicht nur ihrer eigenen Kräfte, sondern auch der anderer Volksgruppen hatten, weshalb sie denn auch eine Bemerkung von mir, daß ich die Beiseitenschiebung der Angestelltenorganisationen als einen starken Mangel der deutschen Handelskammern ansehe, sofort zu dem mit großer Mehrheit angenommenen Antrag formten, daß bei einer geplanten Handelskammergefeßgebung in ihrem Staate auch die Vertretung der Gehilfenorganisationen in den Handelskammern gesichert sein müsse. Ob das nun freilich, wenn die Sache einmal so weit ist, auch wirklich ausgeführt wird, darüber habe ich kein Urteil. Die Männer, die damals in dem Klub zusammen waren, gehörten zu den erfolgreichsten Geschäftsleuten ihres Landes, und tatsächlich ist der kapitalistische „Ausbeutungsdrang“ dort von sozialpolitischen Erwägungen und Maßnahmen ganz gewiß noch nicht stark eingeeignet worden.

Kleines Feuilleton.

Wie Huerta zur Macht kam. Victoriano Huertas Tage als Präsident von Mexiko scheinen ihrem Ende nahe und man revidiert die Anfänge. In Paris läßt der bekannte französische Publizist André Ludeza soeben ein Buch erscheinen, in dem er, der in dem

Lagen von Huertas Aufstieg zur Macht in Mexiko weilt, die Geheimgeschichte jenes blutigen Gewaltreiches erzählt, als dessen Opfer Präsident Madero und dessen Bruder Gustav Madero fielen: um Victoriano Huerta den Weg zur Macht zu ebnen. Es war am 18. Februar des vergangenen Jahres. Die Mittagsstunde war vorüber, in einem Gemache des Palastes nahm Präsident Madero den Kaffee; seine Minister, der Polizeipräsident und drei Ordnungsoffiziere leisteten ihm Gesellschaft. Kurz nach 2 Uhr war es, als der General Aureliano Blanquet erschien. Er galt als einer der zuverlässigsten Anhänger Maderos; von vier Herren begleitet trat er ein; es waren der Oberstleutnant Riberoll und der Major Izquierdo, beide vom 29. Bataillon, sowie der Hauptmann Posada und Don Enrique Cepeda. Das Gespräch beginnt und schnell nimmt es dramatischen Charakter an. „Unsere Zustände sind verzweifelt. Das Volk hungert, die Armee ist der Wirren müde. Wie werden wir die Zitadelle nehmen. Es gibt jetzt nur eins, das weise und menschlich wäre: abdanken.“ Wie von einer Schlange gebissen fährt Madero empor und die Wut verzerrt seine Züge: „Wer spricht von meiner Abdankung? Wer wagt sie zu fordern?“ Fest und kalt antwortet General Blanquet: „Zunächst die Armee und dann das Volk.“ Madero spricht kein Wort; aber blitzschnell hat er seinen Revolver hervorgegriffen, blitzschnell drei Schüsse abgefeuert. Er ist ein guter Schütze: mit einer Kugel im Kopfe sinken Oberstleutnant Riberoll, mit einer Kugel im Herzen der Major Izquierdo leblos nieder. Der Rest ist ein Handgemenge zwischen Blanquet und dem Präsidenten. Wenige Minuten später sind Madero und der Vizepräsident Suarez überwältigt und gefangen gesetzt.

Zur selben Zeit traktieren Gustav Madero und der General Delgrado mit Sekt und Likören im Restaurant „Gambirinus“ einen mächtigen Gast: den General Huerta. Ein Wandschirm, so erzählt Tudesq in den „Annales“, trennt die kleine Gesellschaft von der Menge; in den Bänken auf den Tischen prangen duftende Rosen. Es ist nach 3 Uhr, als Huerta ans Telefon abgerufen wird. Er geht ins erste Stodwerk und empfängt am Apparat die Nachricht, daß die Regierung gefangen gesetzt ist. „All right“, sagt er, geht zum Fenster und gibt ein Zeichen, woraus aus dem gegenüberliegenden Hause wie durch ein Zauberwort 80 Murales hervorquellen und schnell das Haus des Restaurants umstellen. Huerta geht wieder zu seinem Tische hinab; und den Revolver in der Rechten nimmt er Gustav Madero und den General Delgrado gefangen. Madero will sich zur Wehr setzen, aber schnell ist er überwältigt. Ketten sind bereit: man steckt die beiden Verhafteten in die Garderobe. Dort bleiben sie, streng bewacht, bis abends um 11 Uhr. Gustav Madero langweilt sich, fordert zu trinken; er erhält eine Flasche Cognac. Dann verlangt er Whisky. Im Mitternacht ist Madero in die Zitadelle übergeführt, und um 2 Uhr, bei Laternenschein, steht er, und neben ihm der Intendant des Palastes, Don Adolfo Proffo, am Exekutionsplatz. „Traidoris“, „Verräter“, sagt Gustav Madero nur verächtlich; dann trinkt die Salbe, und es ist vorbei.

Im Staatspalaste aber hocken gefesselt der Präsident und der Vizepräsident. Ein kleines ärmliches Zimmer im Erdgeschoß ist ihr Kerker; nur zur Mahlzeit werden ihnen die Handschellen abgenommen. In die Tür hat man ein Guckloch gehohlet, damit der Posten die Gefangenen überwachen kann. Und so vergehen die Tage. Was soll mit den Gefangenen geschehen? Sie verhammen? Man denkt hieran zunächst: und am 19. Februar zur Abendstunde wird ein Extrazug mit zwei Pullmanwagen bereit gestellt. Frau Madero und ihre Töchter, Frau Suarez und die beiden Söhne der gefangenen Präsidenten haben in den Wagen schon Platz genommen. Sie harren im hellen Mondlicht, aber sie harren die ganze Nacht hindurch vergebens. Im Morgengrauen teilt Pedro Lafourain — der 2 Stunden lang Präsident der Republik war — mit, daß die Abreise vertagt sei. Umsonst eilt die von furchtbaren Kängsten gequälte Frau Madero zu den Ministern. Wenigstens ihren Mann sehen. Nein! Ihm Wäsche schicken. Nein! „Nie werde ich ihn wiedersehen!“ schluchzt die unglückliche Frau.

Die Tage verstreichen und immer wieder halten die Nachthaber Kriegsrat. Soll man die beiden töten? Man hat dem amerikanischen Votschaffter in aller Form versprochen, Maderos und Suarez' Leben zu schonen. Aber wenn sie in der Verbannung leben, wird die Volkserhebung fortdauern, neue Bürgerkriege werden kommen. Nein: am 21. Februar fällt die Entscheidung. Der Major Cardenas übernimmt das düstere Amt, und am 23. Februar, um Mitternacht, öffnet Cardenas die Tür zur Zelle der beiden Gefangenen. Eine Sekunde später fällt ein Schuß und trifft den schlafenden Madero in den Nacken. Er ist sofort tot, aber aus Vorsicht jagt man ihm noch zwei Kugeln durch die Schläfe. Entsetzt ist Suarez aus dem Schlafe aufgefahren; er schreit, er protestiert, er wehrt sich, und die 3 Kugeln, die Cardenas noch im Revolver hat, verwunden ihn nur. Zu einem Handgemenge muß es kommen, und Suarez wird erdrosselt. Dann jagt man noch 8 Schüsse in den Körper des Toten.

Um 2 Uhr morgens schafft man die Leichen in ein Auto; Maderos Chauffeur sitzt am Steuer. „Zum Gefängnis!“ 6 Gendarmen geben das Geleit. Mitten auf dem Wege erhält der Chauffeur einen Biuß; er soll halten. Unmittelbar darauf wird der Mann am Steuer ohne Umstände niedergeschossen. Und dann feuert man auf das Auto, bis die Holzwand von Kugeln gespickt ist. Das ist das Nachspiel: die Regie. Und am folgenden Morgen teilt den Diplomaten und Journalisten eine Note

der Regierung mit, daß bei der Ueberführung Maderos und Suarez' das Automobil von einer bewaffneten Bande überfallen wurde, es kam zum Kampfe, die Gefangenen wollten fliehen. „Die Angreifer mehrten sich. Es kam zum Feuerkampfe, bei dem zwei der Angreifer getötet, einer verwundet, das Automobil beschädigt und die beiden Gefangenen getötet wurden.“ So kam Victoriano Huerta zur Macht, und so entledigte er sich seiner Feinde . . .

Heilkunde.

Schutzmittel gegen die Diphtherie. Es wird noch in Erinnerung sein, daß vor etwa zwei Jahren der Entdecker des Diphtherieheilserrums, Prof. v. Behring in Marburg, mit einem Schutzmittel vor die gelehrte Welt trat, das nach seinen Angaben die Eigenschaft besitzen sollte, vor der Ansteckung mit Diphtheriegift zu schützen, was also wieder einen Markstein in der Bekämpfung dieser verheerenden Volksseuche bedeuten würde. Tat auch das alte Diphtherieheilserrum vollauf seine Schuldigkeit, verkürzte den Verlauf der Erkrankung und verhinberte ihre Gefährlichkeit, so gewährte es doch nur einen geringen und kurzdauernden Schutz, wenn es dazu benutzt werden sollte, gesunde Individuen, etwa bei einem Diphtheriefall in der Umgebung, vor der Ansteckung zu sichern. Da es aber die letzte Aufgabe aller ärztlichen Kunst ist, Krankheiten zu verhüten, so blieb das Bestreben v. Behrings darauf gerichtet, einen Impfstoff zu finden, der ähnlich wie der Kuhpockenimpfstoff vor den schwarzen Pocken, gegen die Gifte der Diphtheriebazillen „immunisiert“. Das neue Mittel, das Behring für diese Zwecke darstellte, besteht aus einem Gemisch von Toxinen der Bazillen und dem bekannten Antitoxin.

Wie theoretisch gut begründet und an Tierexperimenten ausprobt, war doch eine sorgfältige Prüfung am Krankenbett, wie von vornherein feststand, durchaus notwendig, bevor es seinen Weg in die weiteren Kreise finden kann. Von solchen klinischen Nachprüfungen liegen neuerdings Berichte vor. So veröffentlicht jetzt Dr. J. Bauer-Düsseldorf seine Erfahrungen, die er damit gemacht hat, in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift. Wie andere Beobachter konnte er feststellen, daß infolge Abspaltung des Antitoxins im Blute der Geimpften der Antitoxingehalt ansteigt. Die praktische Folge davon war, daß Personen, in deren nächster Nähe Diphtheriekrante sich befanden, wie Ärzte, Wärter, von der Erkrankung verschont blieben. Bei den Bazillenträgern, d. h. solchen Individuen, die Diphtheriebazillen herbergen, ohne bisher erkrankt zu sein, trat die Wirkung nicht ganz so zutage. Sie erkrankten zwar ebenfalls nicht, aber es gelang auch nicht, die Diphtheriebazillen im Rachen abzutöten, so daß sie auch weiterhin eine Gefahr für ihre Umgebung bilden. Dennoch steht zu hoffen, daß durch Modifikationen und Verbesserungen der Methodik auch hier sich mit dem Schutzmittel Erfolge erzielen lassen werden. Weitere Sachuntersuchungen dieses vielversprechenden Schutzmittels sind gemäß der Bedeutung der Angelegenheit überall im Zuge.

Aus dem Tierreiche.

Grüne Tiere. Die Farbe, die in der Pflanzenwelt die häufigste ist, spielt im Tierreich die geringste Rolle. Grüne Tiere sind eine Ausnahme, und außer den Laubfröschen, einigen Heuschrecken und Blattläusen wird man solche kaum namhaft zu machen wissen. Wenn alle Tiere der Erde in Betracht gezogen werden, ist das Grün unter ihnen allerdings nicht ganz selten vertreten, wodurch aber die Regel nicht erschüttert wird. Es scheinen noch immer besondere Ursachen gegeben zu sein, die eine Grünfärbung von Tieren gewissermaßen entschuldigen. Bei den erwähnten Blattläusen und anderen Schädlingen ist es ohne Zweifel die große Menge von Blattgrün, das mit der Nahrung aufgenommen wird und dem durchgehenden Körper die Färbung mitteilt. Bei anderen Tieren ist es die bekannte Erscheinung der Schutzfärbung, die zu einer Nachahmung des Blattgrüns führt. Ein berühmtes Beispiel dafür ist das wandelnde Blatt, diese Heuschreckenart, die in ihren Flügeldecken Form und Farbe von Blättern vortäuscht.

Für die Wissenschaft bleibt die Frage wichtig und noch zu entscheiden, ob der grüne Farbstoff bei solchen Tieren stets durch Pflanzengrün, also echtes Chlorophyll, erzeugt wird. Das scheint nun nicht der Fall zu sein. Man hat Exemplare des wandelnden Blatts in einer Gefangenschaft aufgezogen, in der sie niemals in Verührung mit Pflanzenstoffen kamen, aus denen sie Chlorophyll hätten aufnehmen können. Vielmehr wurden sie nur mit tierischer Nahrung versehen, die diese Raubinsekten auch sonst zu bevorzugen scheinen. Trotzdem entwickelten sie ihre gewöhnliche grüne Farbe, und auch die Würmer haben einen grünen Vertreter in der Gattung Bonellia, die den Sternwürmern zugehört. Der grüne Farbstoff dieses Tieres ist auch chemisch genau untersucht worden und hat Eigenschaften gezeigt, die ihn sowohl von dem Blattgrün der Pflanzen als von der grünen Farbe der Heuschrecken unterscheiden.

Endlich sind diese Forschungen auch auf den Laubfrosch ausgedehnt worden und haben ähnliche Ergebnisse gehabt. Die Wissenschaft gibt daher jetzt die Auskunft, daß echtes Pflanzengrün in der Färbung von Tieren überhaupt nicht vorkommt, außer wenn es mit der pflanzlichen Nahrung aufgenommen oder vielleicht durch winzige Algen erzeugt wird, die als Schmarotzer in dem Tierkörper haufen.